

## Ferienjob in den 1950er Jahren

# Der Hochhausbau in Klafeld

Wir schreiben Juli 1956; die Sommerferien stehen bevor. Als Schüler des Fürst-Johann-Moritz Gymnasiums habe ich beschlossen, in den Ferien drei Wochen lang zu arbeiten, um erstmals in meinem jungen Leben (15 Jahre alt) eigenes Geld zu verdienen. Gemeinsam mit zwei Klassenkameraden habe ich mich bei einer Klafelder Bauunternehmung, der Firma Junker in Geisweid, beworben. Jobs bei dieser Firma, die zu der Zeit viele Baustellen betrieb, waren sehr begehrt, und so waren wir froh, eine Zusage zu bekommen, mit der Order, dass wir uns am Montag, 23. Juli 1956, 7.00 Uhr, beim Pförtner Tor 2 der Stahlwerke Südwestfalen bei dem Vorarbeiter Karl St. melden sollten. Karl St. gehörte zu einer Arbeitsgruppe dieser Bauunternehmung, die auf Dauer bei den Stahlwerken eingesetzt war, um dort eine Vielzahl unterschiedlichster Arbeiten auszuführen.

Karl empfängt uns recht misstrauisch, ist er doch heftig verärgert darüber, dass ausgerechnet er sich wieder um Schüler kümmern muss, die ja doch noch keinerlei Erfahrung haben und die ja sowieso nicht in der Lage sind, körperlich schwer zu arbeiten. Er zeigt uns die Spinde und die Waschkaue; anschließend machen wir uns auf den Weg zum Neubau des Hochhauses, der im Süden des Werksgeländes gerade im Rohbau fertig ist.

Im Keller des Hochhauses führt Karl uns in einen kleinen, fensterlosen Raum, der mit einer Tür aus alten Brettern abgeschlossen ist. Hier lagern Hacken, Schaufeln, zwei Schubkarren und anderes Werkzeug. In einer Ecke ist aus Steinen und Brettern eine Sitzgruppe mit einem kleinen Tisch eingerichtet; der Sitz am Kopfende hat sogar ein Kissen und eine Lehne, das ist natürlich der Platz von Karl. Hier sollen wir die Pausen verbringen und ggf. auch Stunden, in denen es für uns nichts zu tun gibt – und das sollten in den nächsten drei Wochen gar viele werden. Aussage von Karl: „Die Ecke he, die kennt keiner em ganze Bau.“ Karls wichtigste Order ist: „For au dräi hät keiner wat ze sä, nur ech, merkt au dat.“ Danach folgt: „Wenn ech mo net do sin, on wenn ihr nix me ze do hat, da blibt he e däm Keller und verhalt au ruhig.“ Danach drückt er uns Hammer und Meißel in die Hand mit der Aufgabe, dass wir in eine Betonwand im Erdgeschoss auf vorgezeichneten Bahnen „Schlitze kloppen“ müssen, und das stundenlang. Am Abend sind unsere Hände voller Blasen.

Das ging dann noch einige Tage so weiter, allerdings immer verbunden mit sehr langen Pausen in unserem Keller. Was uns am meisten wunderte, war, dass Karl fast jeden zweiten Tag zum Dr. Alberts musste; er verschwand gegen 9 Uhr und kehrte meist erst

gegen 12 Uhr zurück. Wir stellten erst nach Tagen fest, dass er an der Praxis Dr. Alberts vorbeiging, um im Gasthof Böcking einen kräftigen Frühschoppen zu machen.

Die unangenehmste Arbeit, die uns in dieser Zeit aufgegeben wurde, schildere ich wie folgt: Die Baustelle war im Rohbau fertig gestellt; das heißt es gab noch keine Türen und Fenster. Auf Ordnung und Sauberkeit musste noch nicht so sehr geachtet werden, die Abfälle aus allen zehn Etagen – gleich welcher Art – wurden durch die beiden Aufzugschächte entsorgt. Da alles nach unten fiel, war der Unrat sehr schnell verschwunden und der Verursacher nicht feststellbar. Die zwangsläufige Folge: Im Keller türmte sich der Dreck auf Geschosshöhe und rutschte immer mehr durch die noch offene Aufzugstür in den Kellerflur. Es wurde allerhöchste Zeit, diesen Unrat zu beseitigen. Da kamen wir drei Schüler gerade recht. Tagelang transportierten wir – bewaffnet mit Schaufel und Schubkarre – über eine eigens für den Transport aufgeschüttete Rampe den Dreck aus dem Keller in das Erdgeschoss bzw. ins Freie; von da aus wurde er mit einem Lkw abgefahren. Wenn ich darüber nachdenke, was dort alles vor unsere Füße fiel, wird mir heute noch schlecht. Ich behaupte, alles, was an Dreck, Abfall, Müll, Unrat u. ä. auf einer Großbaustelle anfällt, wurde dort im Aufzugschacht über Wochen „entsorgt“. Ich habe nie mehr in meinem gesamten Berufsleben eine so unangenehme und dreckige Arbeit verrichten müssen.

Erwähnenswert ist auch noch ein anderer Einsatz: Die Lieferfirma für Fensterrahmen brauchte drei Arbeiter zum Abladen der Rahmen vor dem Hochhaus; da die Lagermöglichkeiten dort äußerst beschränkt waren, sollten die Rahmen mit dem Kran sofort vom Lkw in das entsprechende Stockwerk gehoben werden.

Wir drei Schüler kommen in der zehnten Etage zum Einsatz; ich sitze auf der Fensterbank, ein Bein nach innen, das andere nach außen; ein Klassenkamerad hält mich am Arm fest, damit ich nicht aus dem Fenster falle. Der Kran zieht den Fensterrahmen so dicht an die Fensteröffnung, dass ich danach greifen kann, um ihn ganz an das Fenster heranzuziehen. Der dritte Freund greift den Rahmen und zieht ihn in das Innere des Gebäudes, während ich dem Kranführer Zeichen gebe, wie weit er nachlassen muss. Wie gut, dass ich schwindelfrei bin. Jedem Sicherheitsfachmann – auch schon in der damaligen Zeit – hätten die Haare zu Berge gestanden; er hätte diese Arbeitsweise sofort unterbunden. Unser Karl war währenddessen natürlich bei Dr. Alberts.

Als ich nach Ablauf der drei Wochen im Büro der Bauunternehmung meine Lohntüte abholte und meinen Eltern mit berechtigtem Stolz 197,10 DM brutto (135 Std. mal 1,46 DM) präsentieren konnte, waren alle Bedenken im Hinblick auf Sicherheit bzw. Dreck und Müll wie weggeflogen. Aus meinen Erinnerungen wird deutlich, dass beim Bau dieses Hochhauses auch Schweiß von mir geflossen ist. Das macht jedes Mal ein wenig stolz, wenn ich da vorbeifahre... , und das sollte in den folgenden fast 50 Jahren sehr oft der Fall sein.

Seit den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts stand das Hochhaus ungenutzt leer. Thyssen-Krupp hatte keine Verwendung; andere Belegungsmöglichkeiten kamen aus Kostengründen nicht infrage, so dass der Abriss anstand, der dann auch im Jahr 2009 erfolgte.

*Martin Gummersbach, ca. 2005*